

Eine alte Geschichte

Autor(en): **Zraggen, Ulrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 22

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641318>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine alte Geschichte

Von Ulrich Zraggen

Ja, alt ist sie, und hundertmal hat sie sich wiederholt, aber sie wird auch dies eine Mal nichts nützen. Kein Vater und keine Mutter, die ein erwachsenes Kind haben und Zeuge seiner unverständenen Nöte werden, besitzen die Gabe des Voraussehens, noch können sie eine solche Gabe gewinnen aus der Betrachtung des Beispiels, das unsere Geschichte zu tausend Malen schon gegeben. Da ist ein Kind, das gehorsam gewesen, das seinen Weg unter elterlichem Schutz bis an die Grenze der erwachenden Jahre gegangen, das der Einsicht und dem bessern Wissen seiner Erzeuger und Behüter vertraute... und dann kommt der Tag, an dem es sich verschliesst und sich schämt, jenen, die doch alles wissen müssten, Geheimnisse anzuvertrauen!

Marie war ein sanftes, blondes, vielleicht ein wenig eigenwilliges Mädchen, das keinerlei besondere Gaben zeigte, in seinem Charakter niemandem auffiel, seinem Fühlen nach eine richtige Frau zu werden versprach, als besondere Tugend Fleiss und Arbeitsamkeit mitgebracht hatte und weder zu früh noch zu spät entwickelt war. Als es das letzte Jahr zur Schule ging, berieten die Eltern mit Lehrer und Pfarrer, mit Paten und Berufsberater über die Möglichkeiten Mariens, und es wurde beschlossen, sie ein Jahr ins Welschland zu schicken, damit sie die Sprache erlerne und erst einmal andere Leute sehe. Wenn sie zurückkehren würde, könne man weitersehen und sie entweder in die Handelsschule schicken oder vielleicht Kindergärtnerin werden lassen, oder sie, wenn sie Geschick und Lust zeige, als Ladenlehrtöchter ausbilden. Gerade weil Marie keine besondern Talente, dafür viele gewöhnliche und allgemeine Fähigkeiten besass, standen ihr mancherlei Wege offen.

In den ersten Monaten ihres Welschlandaufenthaltes schrieb Marie regelmässig nach Hause und bewies seine Anhänglichkeit in einer Art, die vorher nie zum Ausdruck gekommen war. Dass sie an ihr Heim dachte, dass sie ihren Eltern anhing, zeigte sich in einem schweren Heimweh, welches fast ein halbes Jahr anhielt und das sich nach ihrem ersten Besuch in der Heimat erneuerte. Doch wurde Marie nicht rebellisch und verlangte nie, das Fremdjahr abzubrechen. Nach den ersten fünf Monaten schien die Zeit der Vereinsamung vorüber zu sein. Die Briefe wurden heiterer, aber nicht seltener. Marie war nun so weit, dass sie die Fremdsprache verstand und sich mit den Leuten unterhalten und anfreunden konnte. „Es ist doch gut, dass wir sie zur Geduld ermahnten,“ sagte ihre Mutter, und der Vater sagte stolz: „Das wäre noch, aus einer Stelle zu laufen... So etwas hat's bei uns zu Hause nie gegeben! Und bei euch auch nicht, Marie, oder?“

Nein, auch in der Familie der Frau gab es keine Durchbrenner. Wer hinausging und fremdes Brot ass, machte der Familie Ehre. Auch Marie würde ihrer Familie Ehre machen und sich das Lob ihrer Dienstherrschaft verdienen. Ihre Briefe blieben immer gleich zuversichtlich und vergnügt. Es fiel der Mutter nur auf, dass sie jetzt nicht mehr so häufig kamen wie am Anfang. Aber darüber machte sich Mutter Maria am wenigsten Gedanken. Im Gegenteil, sie nahm an, es müsse ihrem Kinde noch besser gehen als bis dahin. Denn wer Fuss gefasst hat, schaut ins Gegenwärtige und verliert seine Gedanken nicht an ferne Menschen, und sollten es auch die eigenen Eltern sein.

Vater und Mutter wurden auch nicht stutzig, als Marie nach dem vollendeten Jahre schrieb, sie möchte ein zweites bleiben, um die Sprache ganz sicher zu beherrschen. Ein Jahr gebe den Anfang, aber das zweite würde ihr erst den

richtigen Schliff und die ganze Geläufigkeit verleihen und eine halbe Sache sei nicht viel wert. Die Mutter wischte sich die Augen und seufzte: „In Gottes Namen... sie hätte sie gern daheim gesehen.“

Die Sehnsucht, an welcher Marie gar nicht mehr zu leiden schien, ergriff nun ihre Mutter, und nach einem Vierteljahr, als sie es nicht mehr aushielt und sich insgeheim auch fragte, warum ihr Kind nur noch selten schreiben fuhr sie ins Welschland, um sich von Angesicht zu Angesicht vom glücklichen Zustande Mariens zu überzeugen. Marie hatte ihre Mutter gar nicht erwartet und sah sie beinahe unwillig, insgeheim aber sehr verlegen an, und die Verlegenheit stieg noch, als die Mutter vorschlug, zusammen einen schönen Abend zu verleben. Im Park am See oder droben auf den Höhen hinter der Stadt. Marie erklärte ihrer Mutter, ein solcher Abend sei unmöglich. Sie habe einer Freundin versprochen, sie zu besuchen, und auch für den nächsten Tag sei sie nicht frei.

Bestürzung ergriff die Mutter. Sie besprach sich mit der Dienstherrschaft und bekam einen merkwürdigen Bescheid, der sie in eine wahre Angst stürzte. Marie habe sich im letzten halben Jahr merkwürdig verändert. Sie arbeite zwar genau so eifrig wie früher und gebe sich alle Mühe, immer gleich anständig und freundlich zu sein und doch müsse sie Geheimnisse haben.

In einer wahren Verzweiflung ging die Mutter wieder zur Bahn und beschloss, sofort ihren Mann nach den Mädchen zu schicken. Seiner Gewalt und seinen Befehlen würde Marie gehorchen müssen... Der Vater schaute finster, als er die Nachricht vernahm und rechnete aus, wann er den ersten freien Tag hätte, um hinzufahren. Sein Stolz war schwer getroffen, noch bevor er ahnte, was geschehen sei.

Als er nun, ebenso unerwartet wie die Mutter, bei den Mädchen erschien und ihm kurzerhand befahl, den Koffer zu packen und gleich mit ihm heimzureisen, wurde Marie schneeweiss vor Schrecken, dann auf einmal feuerrot und wild. „Und ich komme nicht mit!“ schrie sie und versuchte, ihm zu entfliehen. Und als er, verwundert und vor ihrem Zorn zur Behutsamkeit ermahnt, wissen wollte weshalb, erklärte sie, das sei ihre Sache. Da nahm auch er die Hilfe der Herrschaft in Anspruch und erfuhr mit wenigen Worten, Marie sei mit einem jungen, nichtsnutzigen Burschen gesehen worden... ja, gesehen... und diese Worte wurden von seltsamen Mienen unterstützt.

Darauf erzwang der Vater Mariens Heimkehr. Zu Hause kam es zu einer leidenschaftlichen Auseinandersetzung; Marie warf der Mutter ins Gesicht, sie könne lieben, wen sie wolle. Die Mutter hinterbrachte dem Vater die Aussagen des Kindes, der Vater gab ihr alle Schimpfnamen, die Väter seit je für ihre entgleisten Kinder übrig haben, das Mädchen, das sich von der Mutter verraten glaubte, verlor den letzten Halt, und vollends brach es zusammen, als ihm beide Eltern aufs strengste verboten, mit dem unbekanntenen Burschen Briefe zu wechseln.

Drei Tage darnach fand der Vater Marie auf der Heubühne, an einem Kälberstrick. Sie war schon kalt, und an Rettung war nicht mehr zu denken. Verzweifelt schnitt er den Strick durch und trug die Leiche ins Haus. Er verstand nichts, seine Frau noch weniger, und es fand sich niemand, der ihnen den Sinn des furchtbaren Geschehens erläutert hätte, so wenig wie sich jemand gefunden, dem das gestrauchelte Kind seine verlorene und verzweifelte Liebe hätte anvertrauen können.